

# **"Wissenswelten Metropole Ruhr 2011"**

**Grußwort  
Bodo Hombach**

**DASA, Dortmund**

**15. Juli 2011**

Meine Damen und Herren,

unterwegs hierher fiel mir der alte Professor ein. Der wollte gerade das Haus verlassen. Seine Haushälterin rief ihm nach: „Sie haben Ihren Hut falsch herum auf!“ „Wie kommen Sie darauf?“, fragte er zurück, „Sie wissen doch noch gar nicht, wohin ich will!“

Mir geht es besser. Ich trage keinen Hut und ich weiß, wohin ich will. Wo Zusammenarbeit geschieht, möchte ich dabei sein. Wo sich die Metropole Ruhr entwickelt, darf ich nicht fehlen. Wo sich Zukunft als Wissenswelt heranbildet, will ich Zeitzeuge sein. Schon gar, wenn sich ein so hochrangiges Podium füllt.

Ein Grußwort soll ins Treffen einführen. Nicht die Show stehlen oder gar schon in wünschbaren Ergebnissen schwelgen.

Ich bin kein Wissenschaftler. Ich begegne solchen. Ich weiß, dass in ihren Hirnlap-pen und Händen, auch in ihrer Fähigkeit zum Dialog und zum verantworteten Handeln die Zukunft liegt. Die unserer Region, unseres Landes, unseres Kontinents und unserer Welt.

Ich kann an meinem Platz hoffentlich ein wenig helfen, der Forschung und der Lehre einen günstigen Rahmen zu geben. Ich kann helfen, dass Verbindungen entstehen und offen bleiben. Ich kann kleine, sinnvolle und nützliche Bündnisse stiften zwischen Wissenschaft und Politik, Politik und Wirtschaft, Wirtschaft und Wissenschaft. Ich kann vielleicht auch helfen, dass neue Ideen, interessante Wege und Ergebnisse an die große Glocke kommen. – Wir erleben ja gerade mit voller Wucht, wie nötig wir neue Ideen brauchen. Vor allem auch, wie wichtig es ist, Wissenswelten miteinander zu verbinden. Das Ruhrrevier ist dafür der beste Ort auf der Welt. Hier sorgten schon immer schroffe Gegensätze für die nötige Prozesswärme. Hier wurde die Energie des Industriezeitalters aus dem Boden gekratzt. Warum sollte hier nicht die Energiewende gelingen? Hier liegen die Lösungen in der Luft, denn hier liegen die Probleme auf der Straße.

Ich bin Manager, Medienmensch und noch ein bisschen „Homo Politicus“. Ich flüchte mich jetzt in eine Anekdote aus der Wissenschaftsgeschichte. Die fasziniert mich, seitdem ich davon erfahren habe. Vielen von Ihnen wird sie bekannt sein, aber das soll mich nicht hindern.

1781 hatte ein bis dahin unbekannter Amateur (von Hause aus Musiker) namens Friedrich Wilhelm Herschel den Planeten Uranus entdeckt. Das irritierte und ärgerte eine – seit der Antike geltende – Schulweisheit: Es gebe sieben Planeten und keinen mehr. Mehr könnten es gar nicht sein, denn die Sieben sei eine heilige Zahl und genau das hätte sich der liebe Gott dabei gedacht. Sieben Planeten konnte man ja auch mit bloßem Auge beobachten. Der Kosmos war das Meisterwerk Gottes. Darin herrschte Ordnung. Man hielt die Sache für abgeschlossen.

Aber nun gab es Fernrohre. Herschels Blick ging weiter als derjenige seiner Zeitgenossen. Seine Entdeckung verstieß gegen geltende Meinungen, aber sie stieß eine Tür auf. Unser Weltbild wurde größer, noch schöner und ein wenig richtiger.

Uranus war nicht nur ein neuer Planet, der eigentlich nicht existieren durfte. Er verhielt sich auch noch ungehörig. Er hielt sich nämlich nicht exakt an die Gesetze, die ihm Johannes Kepler vorgeschrieben hatte. Er lief nicht „sauber“ auf der vorbestimmten Bahn. Es gab kleine Abweichungen und Irritationen.

Sie machten den französischen Astronomen Le Verrier neugierig und nachdenklich. Was nicht sein durfte, ließ ihn nicht mehr los. Was nicht sein konnte, war besonders fragwürdig. Er beobachtete. Er rechnete. Wie ein Spitzel sammelte er die Störungen. Sie waren kaum merkbar, aber nicht zu übersehen. Sie verschmutzten die bestehende Ordnung der bekannten Natur, aber sie kehrten periodisch wieder. Auch die Unordnung hatte offenbar ihre Gesetze. Vielleicht war sie ja Teil einer Ordnung, die nur noch niemand kannte.

Le Verrier hatte eine Theorie. Vielleicht stand hinter dem Rätsel ein weiterer Wandelstern, ein unbekannter Planet, jenseits des Uranus. Das leise Frösteln in dessen Bahn könnte die Wirkung einer fremden Schwerkraft sein. Die Zahlen und Werte des Astronomen waren möglicherweise das Echo einer fernen Begegnung.

Le Verrier rechnete. Er rechnete fieberhaft. Langsam verdichtete sich seine Theorie zur realen Gewissheit. Sie war dem Auge unsichtbar, aber dem forschenden Verstand zugänglich. 1845 wandte er sich mit nichts als einigen Zahlen an die Sternwarte in Berlin. Dort wussten zwei Astronomen, was diese Zahlen bedeuteten. Es waren die Koordinaten eines Punktes auf der Himmelskugel. Die beiden bärtigen Herren begannen sofort zu suchen. Sie richteten ihr gutes Fernrohr auf die bezeichnete Stelle des Nachthimmels und – fanden den neuen Planeten. Viereinhalb Milliarden Kilometer von der Erde entfernt. Man gab ihm den Götternamen Neptun.

Meine Damen und Herren, Anekdoten sind kleine Lehrstücke.  
Diese zeigt mir eine ganze Reihe lebendiger Erkenntnisse:

- Um eine Grenze zu erkennen, muss man sie überschreiten.
- Unsere Irrtümer sind oft fruchtbarer als unsere Wahrheiten.
- Das wirklich Große verbirgt sich gern im Unscheinbaren.
- Das einsame Genie braucht ein Team, um mit seinen Ideen und Ergebnissen „zur Welt zu kommen“.
- Und: Alles in dieser Welt hat miteinander zu tun und wirkt aufeinander ein. Wissenschaft ist immer zugleich lokal und global.

Vielleicht fällt am Ende auch noch ein wenig Ehrfurcht und Staunen ab für einen Kosmos, dessen Größe, Schönheit und Geheimnis jede Vorstellung überragt.

So. Und nun an die Arbeit! Viel Erfolg dabei. – Ich danke Ihnen.